

überblickt, so scheint der Koffer ein knurrendes, aber zugleich so prickelnd gereiztes Aussehen bekommen zu haben, daß man das Gefühl hat, er könne niemals wieder in Unordnung geraten. Es ermüdet niemals, der Chinesin zuzuhören, wenn sie von Liebe spricht. Vielleicht, ja wahrscheinlich, spricht sie sogar von ganz anderen Dingen, aber ihre Sprache bleibt die Sprache der Liebe, die sich aus lauter einfüßigen Wörtern zusammensetzt, denn sobald ein Wort länger wird, scheint es sich schon zu entfernen und uns nach sich zu ziehen; jeder Satz bringt schon die Trennung mit sich.

Die chinesische Sprache ist aus einfüßigen, außerordentlich kurzen Wörtern gebildet und wird in vier Tonakzenten gesprochen. Es ist ein Singen, so gedämpft wie linder Wind oder Vogelgezwitscher, eine Sprache, so maßvoll und liebevoll, daß man, sogar ohne sie zu verstehen, niemals müde wird, ihr zuzuhören.

Jens C. Nielsen: Die Verlobung des Herrn Predöhl

Unser Schiff liegt den zweiten Abend in Hamburg, und zwar an den Düddelsbäumen im Kirchenpauerhafen. Ich habe die Mondschein-Wache von zwölf bis vier, diese so vor mich hin und träume rüber zu dem hellen Himmel von St. Pauli; hier ist alles still und dunkel, das Wasser plätschert ab und zu gegen unser gutes Schiff, da blüht etwas auf, rauscht näher, es ist eine Barkasse. Ich sehe nach, wie das meine Pflicht ist, wer da kommt, und siehe da, es ist unser erster Steueremann, Herr Predöhl, ein kleiner, dicker, feuchter Klotz mit einem wildstruppigen Schnauzbart über die ganze untere Hälfte des Gesichtes; er kommt das Fallreep hoch, die Barkasse sauft davon, die Lampen schwanzen und der Mond blinkt ruhig, da kommt der Erste auf mich zu, legt mir die Hand auf die Schulter und sagt: „Du wirst lachen, Jens C., ich habe mich verlobt!“

Nun muß man wissen, daß unser Erster geradezu ein berühmter Frauenfeind ist. Vor jedem Hafen hält er uns eine Ansprache, seine Worte sind mehr Wellen und Keuchen als menschliche Laute, aber das schadet nichts, denn wir wissen ja, was er sagen will: „Hütet Euch vor den Frauen!“

Seine Abneigung stammt von dem traurigen Erlebnis seines ehemaligen Kapitäns, des Kapitäns Baumann, her, der in der ganzen deutschen Handelsmarine bekannt und beliebt war, der vierzehn Tage nach seiner Hochzeit betrogen wurde, woraufhin er einen jener berühmtesten Küstenschoner an der Westküste Südamerikas übernahm, in denen die Kapitäne mit Revolver und Hundepfote regieren. — Diese traurige Geschichte vom Kapitan Baumann kennt der jüngste Junge wie der älteste Matrosen der deutschen Handelsmarine, aber keiner hat sie sich so zu Herzen genommen wie unser Erster, Herr Predöhl. Und deshalb wird man verstehen können, daß ich vollkommen fassungslos und mit weit geöffnetem Mund dastand, als er in jener zweiten Nacht in Hamburg mir die Hand auf die Schulter legte und sagte: „Du wirst lachen, Jens C., ich habe mich verlobt.“

Zwischen vier Minuten später mußte es das ganze Schiff von vorn bis hinten, nach weiteren zwanzig Minuten der Kirchenpauer Hafen, und meine Wache war noch nicht beendet, da hatte es schon auf sämtlichen Schiffen in allen zwei- und zwanzig Häfen von Hamburg und Altona die Kunde gemacht; noch graute nicht der Morgen, da flüsternten die Portiers in St. Pauli es jedem, der es wissen wollte, zu.

Am früheren Morgen — es war ein Sonntag und es wurde nicht gearbeitet an Bord, zogen wir aufs Deck und gratulierten. Herr Predöhl war bedeutend gefasster als gestern abend. Er hatte die goldenen Knöpfe an seiner Jacke gepußt, erscheinend hatte er den Rest der Nacht dazu verwendet und strahlte uns fröhlich entgegen. Dann setzte er sich zurecht, winkte den beiden Jungens, die in Windeseile fünf Flaschen Bugtehuder Aquavit entkorkten, die der Kapitän gestiftet hatte, und erzählte uns die Geschichte seiner Verlobung:

„Ihr wißt ja“, begann er, „daß ich Euch immer von den Frauen gewarnt habe; die Braut eines guten Seemanns ist kein Schiff, und ich bin froh, daß ich keine Spielernatur bin, wie einige von Euch“ — fuhr er fort mit bezeichnenden Seitenblicken, — „sonst hätte ich glatt des öfteren meinen Kopf betwettet, daß ich niemals auf eine Frau mit all ihren Patschhändchen und Böckchen und sonstigem Firlefanz hineingefallen wäre. Aber nun, wie es so

kommt, der liebe Gott hat bei mir wohl persönlich eingegriffen, um ein Exempel zu statuieren für die deutsche Marine, und er hat sich dabei eines Werkzeugs bedient, na, wer das ratet, da möchte ich doch wetten“ — und als er sah, daß einige von uns zu sichern angingen, verschluckte er das Weitere und verbesserte: — „Da würde ich doch wetten, wenn ich eine Spielernatur wäre, wie einige von Euch. Nämlich er hat sich als Werkzeug Friedas bedient, der Schiffskapitän!“

Allgemeines Erstaunen. Was hat Frieda mit der Verlobung zu tun? Unsere Schiffskape war vorgestern, kaum daß wir festgemacht hatten, wohl mit einem der Barfassen oder Jollenführer von Bord gekommen und trieb sich gewiß jammern und ihren Vorwitz verflüchtend, irgendwo an den Kaas herum. Wir wußten alle, daß Herr Predöhl sehr an der Kape hing, er liebte überhaupt Tiere mehr als Menschen (was im allgemeinen kein schlechtes Zeichen ist).

„Ich habe nämlich wegen Frieda eine Annonce aufgegeben“, fuhr Herr Predöhl fort, „eine Annonce folgenden Inhalts:

Schiffskape entlaufen.

Hört — wenn überhaupt — auf den Namen Frieda. Friht besonders gern Curry mit Reis. Graues Fell, weiße Hosen und Schmause. Nachrichten unter Schiffe: „587“ an die Expedition der Zeituna.“

„Warum denn unter Schiffe?“ fragte der Kapitän.

„Weil ich nicht wollte, daß die Mannschaft von meinem Insekt erfährt, die grinsen sowieso bei jeder Gelegenheit.“

„Hat sich denn jemand gemeldet?“

„Ja, eben“, nickte Predöhl fröhlich, winkte den Jungen, einzusinken, nahm einen tiefen Schluck und fuhr fort: „am Schalter der Zeitung gab man mir auf meine Schiffe einen Brief, ich öffnete ihn mit zitternden Händen hastig, ich muß sagen, ich war überglücklich.“ Er zog umständlich seine Brieftasche heraus und entnahm ihr einen Brief. „Der Brief hatte folgenden Inhalt“, sagte er und las: „Sehr

gehrter Herr! Ich kann Ihre Gefühle verstehen. Auch ich bin in der gleichen Lage wie Sie. Sie haben recht. Was geht über die Treue und Anhänglichkeit eines liebenden Wesens! — Treffen wir uns also um fünf Uhr am Bismarck-Denkmal. Ich werde eine rote Rose in der Hand tragen. Frieda Meier.“ — Um fünf Uhr war ich zur Stelle und fand eine kleine appetitliche Frau, die schen um das Denkmal herumstrich. Sie trug zwar keine Kape, aber eine rote Rose in der Hand, und so trat ich auf sie zu, grüßte, stellte mich vor, sagte, es wäre reizend, daß sie auf meine Annonce so nett geantwortet habe. — „Ja“, — hauchte sie und wurde ganz rot, — „wissen Sie, wenn man so einsam ist wie ich.“

„Oh, dachte ich, was will denn die mit ihrer Einsamkeit von dir. Na, fiel mir ein, die will die Kape behalten; und da wurde ich resolut und fragte geradezu, wo die Kape wäre.“

Da wurde sie noch verwirrter und noch röter und fragte ganz leise mit niedergeschlagenen Augen: „Welche Kape? Ich dachte, Sie suchen eine Frau.“ Und wie sie da vor mir stand, ganz verwirrt und so niedlich und von einem Fuß auf den andern tretend, da gab es in mir plötzlich einen Knack und ich sagte so fein wie möglich: „Ich suche alles, was Sie wollen!“ — da sah sie mich wieder von der Seite an, lächelte ganz allerliebste und sagte: „Aber der Bart, der muß weg!“ — Und da nahm ich sie unter den Arm und wir sagten garnichts, sie war so leicht wie eine Schneeflocke und mit einem Mal wurde mir ganz wohl ums Herz und ich dachte, vielleicht geht es doch gut. Und das glaube ich auch jetzt noch. Und niemals werde ich ihr sagen, daß man mir in der Expedition der Zeitung einen falschen Brief gegeben hat, — ich werde mich hüten!“

Ein Hallo entstand, wir konnten uns nicht mehr beherrschen, wir umringten Herrn Predöhl, tranken ihm und seiner Braut zu und auch der Kape Frieda, die sich übrigens nach einigen Tagen unverfehrt wieder an Bord einfaud, genau auf die Minute, als in der St. Michaelis-Kirche Herr Predöhl — ohne Schnauzbart — und mit weißen Handschuhen, voll strahlenden Glückes „Ja“ sagte.

HERMANN BAHR:

Meine Abstammung

Hermann Bahr hat 1923 bei S. Fischer (Berlin) ein Erinnerungsbuch unter dem Namen „Selbstbildnis“ erscheinen lassen, dem wir anlässlich seines 70. Geburtstages die folgende Stelle entnehmen:

In Linz geboren, darf ich mich einen Oberösterreicher nennen und tat zuweilen gewaltig groß damit, der Landsmann Stelhamers zu sein. Aber der reinste Kenner und Deuter aller deutschen Stammesarten, Josef Rodler, hat es nie glauben können, daß meine Werke ein Oberösterreicher geschrieben haben soll, diese Werke mit, so versichert er, sämtlichen typischen Zügen des Schlesiens, und wenn auch keineswegs der Kraft, so doch durchaus der Art Eichenborffs. Er schien durch mich fast an sich selber irre geworden, dessen eindringender Blick sich eben doch an mir, eben dadurch nur wieder glänzend bestätigt fand; meine Werke sprachen ihm wahr, denn kam ich auch in Linz zur Welt, vom Vater wie von der Mutter her bin ich Schlesier.

Mein Vater war das Jahr vorher von der Finanzprokuratur in Lemeswar an die zu Linz, bald darauf aber hier zum Notar ernannt worden. Selber hieß er sich gern einen Salzburger, weil seine geliebte Mutter, Rosalia Reisinger, aus der Gnißl war; in der Gnißl liegt mein Großvater begraben, Kaspar Reisinger, einst stolzer Büchsenmacher auf der hohen Beste Salzburgs, nachher auf einem kleinen Anwesen in der äußeren Vinzerstraße daheim. Anno achtundvierzig hat mein Vater, vierzigjährig, vor den Wiener Unruhen beim Großvater geborgen, dort mit der Salzburger Nationalgarde fleißig exerziert. Geboren aber war er in Brünn, so daß mein Freund Josef Redlich wieder einmal recht behält, der gern beteuert, irgendwie sei ja, wer in Oesterreich etwas taugt, schließlich immer aus Mähren. Meines Vaters Vater aber, der Engelbert Bahr, Postbeamter, erst „Kontrollor des kleinen k. k. Oberpostamts“ in Wien, seit 1924 „Oberpostamtskontrollor“ in Brünn, 1828 nach Salzburg, das ihm die Braut gab, 1833 zurück nach Brünn versetzt, 1834 kurz nach meines Vaters Geburt, zum „Oberpostverwalter“ in Prag ernannt. Dieser arbeitssame, streng gefasste Mann war Schlesier aus Raase. Briefe von ihm, auf starkem, jetzt freilich vergeblichem Papier in großen, gleichmäßig, feierlich verchnürtesten Zügen mit Andacht hingemalt, sind in meinen Händen. Sie bewegen ein festes, treues, aus zwingender Not harteempfindendes Gemüt, das es sich nicht leicht macht, aber ausharrt. „Unser Leben“, schreibt er einmal mit dem bangen Vorgefühl, das Jung zu sterben bestimmte Menschen zu begleiten pflegt, „unser Leben liegt jede Minute in Gottes Hand, die Tage eines jeden Menschen sind gezählt und durch standhaftes Dulden und durch Ergebung in den Willen der höchsten Vorsehung macht man sich Gott wohlgefällig.“ Ein bedächtig nachrechnender, sorgsam vorausbildender Mann, schwer, umständlich, pöder, ein rechter Pedant muß er gewesen sein und von jener schamhaften Art, die sich ihr heißes Verlangen nach Zärtlichkeit nicht merken lassen will. Daß fast in jedem der Briefe vom Wetter berichtet wird und wann in dieser Gegend heuer das erste Korn geschnitten worden und wie der Wein, das Getreide,

die Gerste stehen, daß er immer wieder nach dem Nachs, nach dem Bleichen und Weben des Garnes, nach der Leinwand fragt, verrät die Herkunft vom Lande. Die Briefe sind an Herrn Karl Bahr gerichtet, seinen Bruder in Raase, wo sich ihre Eltern als Nachspinner und Leineweber durchgebracht hatten. Auch das Testament ihrer Mutter Magdalena, die bald nach dem Tode ihres Manns Josef starb, ist in meinen Händen, da werden, zu Raase, den 9. Dezember 1814, fünfzig Gulden für heilige Messen dem geistlichen Herrn Bruder Vater Philipp „drei Loben vom noch vorräthigen Nachs vom Schönsten ohne Erbgeld“, die vorräthige Leinwand „ganz allein dem Sohn Engelberth zum zu Hemmetern, weil Er noch kein Aussteuerungs Hemmet bekommen hat“, von den zwei Töchtern eine der Tochter Theresia, die andere dem Sohn Karl bestimmt, wofür aber „Jedes dem Sohn Engelberth fünfzehn Gulden heraus zahlen muß“, und nachdem alles andere „bei der Visitation gut verkauft und die gerichtlichen Unkosten abgeklärt worden“, blieb also meinem Großvater Engelberth, damals Postepetor in Weiskirchen, ein Erbvermögen im Betrage von 447 Gulden 59 Kreuzern. „Sie dürfen sich also nicht sagen, lieber Herr Fetter, daß ihnen eine Kürze widensprechen wäre“, schreibt ihm sein „Dienstvergebenster Freund“ Karl Rokmanith und fügt hinzu: „Nun lieber Herr Fetter berichten Sie mich, was Sie mit diesen 447 Gulden 59 Kreuzern machen wollen.“ Dattiert ist der Brief vom 10. Feber im Jahre der Völkerschlacht bei Leipzig.

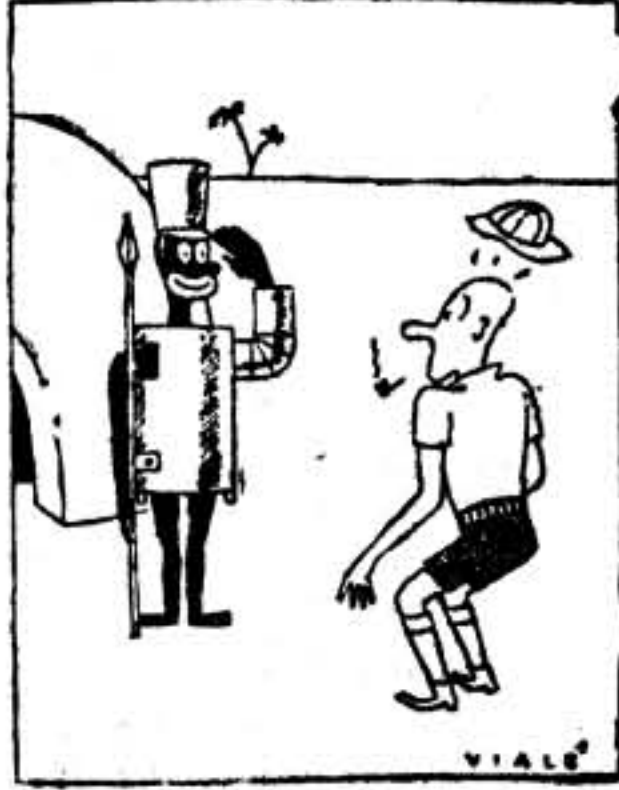
Jener Karl Bahr in Raase, meines Großvaters Bruder, ließ seinen Sohn Viktor studieren; der wurde dann Professor für Mathematik und Deutsch an der Rostocker Realschule, mein sagenhafter Onkel Viktor, immer einen schottischen Plaid über die Schulter gehängt, ein Prachtmensch, leidenschaftlicher Botaniker, leidenschaftlicher Alpinist, leidenschaftlicher Jecher, alles so leidenschaftlich, daß er denn auch zuletzt in gelindem Wahnsinne verlosch, in einer arbeitsamen Hofwohnung der Josefstadt. Er hat es sich der Mühe nicht verdrücken lassen, in Kirchenbüchern unserer Stamme geduldig nachzuforschen, bis auf einen Webergefellen zurück, der im 17. Jahrhundert vom Rhein her in Schlefien eingewandert wäre. Das hat mir der Onkel Viktor oft erzählt. Vor einigen Jahren aber, als in Amerika mein „Konert“ viel gespielt wurde, kam mir von einem amerikanischen Namensvetter, John Bahr, eine Stammtafel der Bahrs zu. Sie wären danach ursprünglich ein Geschlecht kleiner Herren im Ösnabrückischen gewesen, das Dienstmannengeschlecht „Derer von Bar auf Barenau“, einer mittelalterlichen Burg unter den Kammer Bergen, in dem Engpaß, wo sich Rommjen die Varuschlacht dachte. Glücke davon hätten später, abenteuerlich und wandertrüb, sich über den Bergen angesiedelt, ihren Namen, die Urkunden zuweilen auch Bardo, Barding, Baring, Baer, Ber oder Bering schreiben, verwandelt und das Haus der Orfni gegründet, das berühmte Geschlecht, aus dem ein gar Papst geworden, Benedikt XIII., ein anderer

später die berühmte Bombe geworfen, während die daheimgebliebenen Vettern allmählich immer mehr ins gemeine Volk gesunken wären. Zu diesen klammlos verfunkenen „Bären“ müßten meine schlesischen Bahrs gehören, doch der Seitenblick auf den päpstlichen und auf den mit der Bombe getraht immerhin einen gewissen Trost.

Auch meine Mutter, Minna Weidlich, auf Schloß Johannisberg bei Zudmantel geboren, war Schlesierin. Ich kann nicht ablesen, daß ich mütterlich zur „Statthaltereirei“ gehöre; meiner Mutter Vater Franz stand als Statthaltereirat in Troppau. Sie hielt sehr auf ihre Herkunft aus dem „Staatsdienst“ und ward das Gefühl einer Mißheirat aus Liebe, wenn auch mit einem immerhin k. k. Notar, insgeheim vielleicht nie ganz los. Aber tiefer noch als Ständesstolz lag in ihr der schlesische Stämmestolz, er lag ihr vor allem in den Ohren; sie hat die vollblütige dumpe Brandung unserer homerischen Mundart nicht hören können, sie war jedesmal wieder von neuem entsetzt, was aber mich geborenen Widerspruch eben darum nur desto längerischer schwellen ließ.

Aber auch der Mutter väterlich geheutes Schlesisch war nicht so lange her. Sie hielt in hohen Ehren ein Bildnis an der Wand, das eines wohlgenutten alten Herrn mit rothen Wangen, im Arm eine Baskette, und von diesem musikalischen Onkel hieß es stolz, daß er noch im Fränkischen geboren war; denn aus Franken rühmten sich die Weidlichs zu sein. Schlesier also der Herkunft nach, doch rheinischen, mit fränkischem gemischtem Blute, aber Oberösterreicher von Geburt, Oberösterreicher an Erziehung, Oberösterreicher des Sinns, der eigenen inneren Entscheidung, des Willens, war ich zum richtigen Müßterreicher vorbestimmt, dem aus sicherem, standhaften bairischen Grunde der Druck alemannischen gegen fränkisches Wesen die weite Spannung, zugleich aber auch die größte Freiheit gibt. Slawisches, das mir erwünscht wäre, je nachdem ich, um mir selber mein eingeborenes, unendliches Verlangen nach der Patriarchenluft des reinen Ostens erklären zu können, sehnlichst suchte, hab ich im Vorleben meines Stammes ebensovienig finden können als Nidisches, dessen auch ich zuweilen, wenn man sonst schon gar nichts mehr gegen mich vorzubringen wußte, verdächtigt worden bin: ich würde mich keineswegs schämen, kann aber leider damit nicht aufwarten.

Der Missionär



Robert Lindenbaum: Bauergarten

Wenn das Kraut und wenn die Rüben
Fett im Beet zum Pflanzen stehen,
Wenn die Bohnen Keime schieben
Und die Unkrautsamen wehn,
Güht das Veilchen auch
Und es setzt der Strauch
Frucht an und belaubt sich schön

Schmatzend pickt der Star die Beeren
Einsam hängt am Stook der Hut...
Und im Beet von Lauch und Möhren
Scharrt und schreit die Hühnerbrut;
Rosen blühn und Mohn,
Malve rockt sich schon
Und das Obst wird reich und gut.

Dunkel rankt sich um die Mauer
Wilder Wein, der Schierling blüht.
Aber, wenn im Herbst der Bauer
Von dem Phlox die Samen zieht
Ist das Gartenbeet
Weit ihm und Gebot
Und er gibt sich hin so sanft und müd.